NICHTKOMMERZIALITÄT – SELBSTORGANISATION – SELBSTAUSBEUTUNG?

Alles umsonst?

Nichtkommerzialität ist ein häufig formulierter Anspruch in selbstorganisierten Projekten, Gemeinschaften und Unternehmungen solidarischen Wirtschaftens. Aber was ist eigentlich damit gemeint, und welche Risiken und Nebenwirkungen sind möglicherweise damit verbunden?

VON ELISABETH VOSS, REDAKTION BERLIN ● Der Begriff „kommerziell" bedeutet laut Duden sowohl „den Handel betreffend" bzw. „geschäftlich", als auch „auf Gewinn bedacht"; unter „nichtkommerziell" wird dementsprechend das Gegenteil verstanden: „keine geschäftlichen Interessen verfolgend" und „nicht auf Gewinn bedacht".

Manchen gilt Freie Software als Beispiel für Nichtkommerzialität. Linux und andere Open Source-Produkte entstehen aus der Zusammenarbeit von weltweit Tausenden ProgrammiererInnen (überwiegend Männer), die unentgeltlich dazu beitragen, ihre Arbeitsergebnisse fortlaufend zu verbessern. Freie Software, die aus Engagement entsteht, hat eine deutlich bessere Qualität als proprietäre Software, deren Quellcode geheim gehalten wird und die das Ergebnis von Lohnarbeit ist. So funktioniert das Internet wesentlich auf Basis von Linux und Open Source. Es sollte jedoch nicht in Vergessenheit geraten, dass das Internet ursprünglich keineswegs eine Erfindung zur Verbesserung von Demokratie und Kommunikation von unten war, sondern eine militärische Entwicklung.

Mit Open Source die Welt verändern?

Der größte Teil der ProgrammiererInnen beteiligt sich aus beruflichen Interessen. Es sind entweder Beschäftigte von Software-Unternehmen oder Selbstständige. Das kollektiv Entwickelte ist also keineswegs dem Markt entzogen, sondern bietet im Gegenteil den Beteiligten eine Grundlage ihrer Tätigkeiten am Markt. Nur wenige Software-EntwicklerInnen sind motiviert durch den Wunsch nach gesellschaftlicher Veränderung und Überwindung des Kapitalismus.

Ähnlich verhält es sich mit den Creative Commons-Lizenzen. Im Unterschied zu herkömmlichen Urheberrechten ermöglichen Creative Commons, dass UrheberInnen selbst bestimmen, was die NutzerInnen ihrer Werke mit diesen tun dürfen: weitergeben, verändern, verkaufen etc. Am häufigsten ist wohl die Erlaubnis zur nichtkommerziellen Nutzung unter Nennung des Namens der UrheberInnen. Allerdings wird auch von InsiderInnen der Creative Commons Stiftung eingeräumt, dass die Grenzziehung zwischen kommerziell und nichtkommerziell schwierig ist, und eher politisch als juristisch vorgenommen werden kann.

Die Intention der Creative Commons ist auch eine kommerzielle: „Wir haben die Lizenzbedingung „Nicht-Kommerziell" gerade als Hilfsmittel konzipiert, um sie dabei zu unterstützen, mit Ihrem Inhalt Geld zu verdienen. Gleichzeitig bieten CC-Lizenzen den Urhebern die Möglichkeit, die Verbreitung ihrer Inhalte zu maximieren, während sie über die kommerziellen Aspekte ihrer Schutzrechte die volle Kontrolle behalten." (aus den FAQs der Creative Commons)

Im internationalen Netzwerk Open Source Ecology wird Regeneratives Design entwickelt. Dabei geht es sowohl um Ressourcenschonung als auch um menschliche und organisatorische Werte, denn „Offenheit treibt exponentiell die persönliche und gesellschaftliche Entwicklung an." Aber welche Entwicklung ist gemeint? Im Open Source Ecology-Projekt OWi heißt es: „Um in Stoffkreisläufen zu arbeiten, brauchen unsere Unternehmen braucht unsere Wirtschaft neue Kommunikations- und Kooperationstechniken." (Hervorhebungen durch die Autorin). In den FAQs wird dann erläutert, dass es kein Widerspruch ist, Open Source zu nutzen und damit als Unternehmen Geld zu verdienen, ja dass im Gegenteil gerade Open Source einem Unternehmen eine größere Stabilität verleihen kann und das Risiko von Insolvenzen mindert.

Alles offen und ohne Geld?

Geschäfte zu machen, ohne dass dabei Geld fließt, ist schon lange ein selbstverständlicher Bestandteil konventionellen, kapitalistischen Wirtschaftens. Beim Bartering werden alle Geschäftsvorgänge in einer Rechenzentrale gespeichert, und – ähnlich wie bei einem Tauschring – im Kreis der beteiligten Unternehmen verrechnet. Dies ermöglicht schnellere Geschäftsabschlüsse, kann vor Wechselkursschwankungen schützen und hilft Zahlungsschwierigkeiten zu vermeiden. Bei solchem Äquivalenttausch wird Gleichwertiges ausgetauscht und genau gegeneinander gemessen oder abgewogen. Demgegenüber stehen offene Quellcodes, technische Zeichnungen oder kreative Werke jenseits des Äquivalenzprinzips zur Verfügung – allerdings durchaus mit der Erwartung verbunden, dass die Nutzenden gleichzeitig auch unentgeltlich etwas beitragen.

In einer Diskussion beim Umsonstladentreffen Anfang Oktober 2013 in Dresden wurde ausdrücklich betont, dass es nicht darum ginge, etwas für andere zu tun, und dass sich die Umsonstläden darin bewusst von karitativen Einrichtungen unterscheiden. Einfach Sachen abgeben oder mitnehmen ist meist nicht erwünscht. Wer etwas abgibt – nicht zu viel, besser ein paar ausgewählte Teile – sollte Zeit mitbringen und die Sachen selbst einsortieren. Die Abholenden sollen nicht in erster Linie Bedürftige sein, sondern Beitragende. Was in Umsonstläden leicht zu Missverständnissen führt, folgt in der Wissensproduktion einer anderen Dynamik. Wer Freie Software oder Konstruktionen nutzt, passt sie aus Eigeninteresse den eigenen Bedürfnissen an und entwickelt sie in der Zusammenarbeit mit anderen als gemeinsames Werk weiter, so dass alle mehr davon haben. Wer kreative Werke verbreitet, verbindet den eigenen Namen damit und nützt gleichzeitig auch den Geschäften der UrheberInnen und hilft ihnen, Geld für Vermarktung zu sparen.

Auch die Computermesse Cebit stand 2013 unter dem Motto „Teilen statt Haben". Das Teilen geht jedoch weit über den Bereich der immateriellen Produktion hinaus. Carsharing ist vielleicht das älteste Geschäftsmodell. Allerdings werden hier die Autos nach klassischem Äquivalenzprinzip gegen einen festen Preis verliehen. Im Leihladen Leila in Berlin – dem es gelang, recht schnell große mediale Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen – können Mitglieder unentgeltlich Dinge ausleihen – allerdings nur so viele, wie sie selbst dem Leila zur Verfügung stellen (siehe dazu Johannes Dietrich, Maike Majewski, Nikolai Wolfert: Erster Leihladen in Berlin eröffnet – Gemeinsam geht mehr!, in: CONTRASTE Nr. 338, November 2011). Das Handelsblatt machte schon Ende 2012 Shareconomy als neues Geschäftsmodell aus. Es warnte jedoch auch davor, dass es nach einem Wachstumsschub und mehr Wohlstand durch Teilen zu einer Machtkonzentration und Abhängigkeit von wenigen Anbietern kommen könnte, die kleinteiliges Eigentum verdrängen.

Mit „Teilen" kann also ganz Unterschiedliches gemeint sein. Während in Freundeskreisen das Teilen ohne berechenbare Gegenleistung als soziale Praxis weit verbreitet ist, lebt Open Source von der Zusammenarbeit mit wirtschaftlicher Zielrichtung. Gemeinsame Ressourcennutzung kann als Commons (gemeinsames Gut) gestaltet sein, zum Beispiel in Kommuneprojekten mit gemeinsamer Ökonomie, oder in genossenschaftlichen Unternehmungen, die gemeinsam Häuser oder betriebliche Infrastrukturen bewirtschaften, oder in Urbanen Gärten. Das Verleihen von Fahrrädern, Autos, Maschinen etc. kann eine konventionelle, gewinnorientierte Geschäftstätigkeit sein. Wie neu ist der medial gehypte Trend „Teilen ist das neue Haben"? Werden nicht schon immer zum Beispiel Maschinen geteilt? Und wie ist in diesem Zusammenhang das Vermieten von Wohnungen zu verstehen? Was ist dieses Neue, und wo wird überhaupt wirklich geteilt?

Eine Kultur der Großzügigkeit, in der alle beitragen was sie können und bekommen was sie brauchen, entspricht urchristlichen und urkommunistischen Ideen einer besseren Welt. Es gibt etliche Ansätze, zum Beispiel hatten wir zu diesem Thema in CONTRASTE ab März 2013 (siehe die Ausgaben 342, 344/345, 346/347 und 348) eine Diskussion zwischen Christian Siefkes und Michael Albert veröffentlicht: Parecon vs. Peercommony. Das Teilen wird aber auch von ganz anderer Seite propagiert, zum Beispiel von Share International (auch Partage International oder Tara-Center). Dahinter verbirgt sich die Maitreya-Sekte des Benjamin Creme, die „Transmissionsmeditationen" anbietet und Veranstaltungen über UFOs und andere esoterische Themen durchführt. Ganz gezielt versucht sie sich in Commons-Zusammenhänge einzubringen.

Wie wirkt Teilen auf Ressourcenverbrauch und Arbeit?

Die Bandbreite alternativer, sozial- oder solidarökonomischer Ansätze reicht von Kollektivbetrieben, die am Markt agieren, über Versuche, jenseits des Marktes in genossenschaftlichen Strukturen für die Mitglieder zu produzieren oder ohne Geld miteinander zu tauschen, bis hin zu Schenk- oder Umsonstläden. Ihr Kennzeichen ist, dass sie der Erfüllung von Bedürfnissen dienen und nicht vorrangig von Gewinnerzielungsabsichten angetrieben sind.

Jede Wirtschaft, unabhängig davon, was sie motiviert, stellt letztlich eine Umwandlung natürlicher Ressourcen durch menschliche Arbeit dar, bis – oft in vielen Zwischenschritten – die Produkte oder Leistungen entstehen, die von Menschen genutzt werden. Eine auf patriarchaler Macht und Gewalt basierende Ökonomie eignet sich die Ressourcen dieser Erde an, vor allem im globalen Süden, sowohl die Natur als auch die menschliche Arbeitskraft, insbesondere die unbezahlte Arbeit der Frauen. Was bleibt da noch zum Teilen? Und wie wirkt eine Ökonomie des Teilens auf den Ressourcenverbrauch und auf die Bedingungen, unter denen gearbeitet wird?

Die Produkte, die in Umsonst- oder Leihläden zur Verfügung stehen, kommen in der Regel aus konventioneller Produktion, sind also größtenteils unter umwelt- und menschenschädigenden Bedingungen hergestellt worden. Durch ihre Wieder- und Weiternutzung, durch Re- und Up-Cycling, mag der ein oder andere Neukauf vermieden werden, aber an der Produktion selbst ändert sich dadurch nichts. Das Teilen bleibt auf die Ebene der Konsumption, des Ge- oder Verbrauchs beschränkt.

Und wie verhält es sich mit der Arbeit? Allein von unbezahlter Arbeit kann keine und keiner leben, und so geht die kollektive nichtkommerzielle Selbstorganisation oft genug einher mit der Individualisierung der persönlichen Existenzsicherung. Wer einen bezahlten Job hat oder Lohnersatzleistungen bezieht, kann nebenher ganz nichtkommerziell arbeiten. Wer prekär selbstständig über die Runden kommen muss, versucht sich vielleicht mit viel Netzwerken und Beitragen in nichtkommerziellen Zusammenhängen auch bezahlte Aufträge zu ergattern. Der Karlshof mit seiner nichtkommerziellen Kartoffelproduktion, deren Basis neben der solidarischen Finanzierung der Sachkosten ganz wesentlich auch die unbezahlte Arbeit der BäuerInnen und ihrer HelferInnen war, ist gescheitert (siehe dazu CONTRASTE 343, April 2013). In den Förderbedingungen des politischen Förderfonds Netzwerk Selbsthilfe, der eine monatliche Rubrik in unserer Zeitung hat, steht: „Keine Honorare für Einzelpersonen." Druckkosten für Flyer oder Plakate werden finanziert, obwohl darin auch Kosten für die Arbeit der DruckerInnen steckt, aber die Arbeit in Soligruppen oder politischen Projekten soll unbezahlt geleistet werden. In einem nichtkommerziellen Kneipenprojekt auf Basis unbezahlter Arbeit gab es einmal die Kritik, durch das unbezahlte Putzen würden bezahlte Arbeitsplätze vernichtet.

Ist bezahlte Arbeit gleichzusetzen mit Kommerzialisierung? Und wie verträgt sich das mit linken Forderungen nach einem Mindestlohn? Oder ist das Ehrenamt, wie es zum Beispiel das Flaggschiff neoliberaler Ideologieproduktion, die Bertelsmann-Stiftung, immer wieder hochlobt, längst auch in alternativen Zusammenhängen als Leitbild angekommen, als würde Arbeit durch Nichtbezahlung erst geadelt?

Die Ideen von offenem und freiem Zugang zu Ressourcen, vom Teilen und von Commons sind wunderschön großzügig und sozial. Aber ist der Begriff „nichtkommerziell" geeignet, ein alternatives Verständnis von Wirtschaft zu entwickeln? Und stellt nichtkommerzielles Wirtschaften überhaupt einen Angriff auf die herrschende kapitalistische Ökonomie dar oder ist es möglicherweise deren Basis? ●

Anmerkungen der Autorin zu diesem Beitrag

Mir geht es nicht darum, zu bewerten oder zu be-/verurteilen, sondern ich möchte Widersprüche und Ambivalenzen aufzeigen und Fragen formulieren. In meiner persönlichen Utopie gibt es kein Geld und keinen Äquivalenttausch, dies sind aber nur Elemente meiner Idee von einer anderen Welt. Allein die Abwesenheit von Geld oder Verrechnung beweist für mich noch lange nicht, dass diese Utopie schon anklopft.

Aus meiner Sicht ist jeder Versuch anderen Wirtschaftens legitim und gleichwertig, unabhängig davon, wie nah oder fern vom Markt er stattfindet, sofern dabei die Rechte der Beteiligten und der Umgebung respektiert werden und gewahrt bleiben. Insofern ist „Nichtkommerzialität" für mich nicht automatisch etwas Positives oder Höherwertiges. Alternativen bewegen sich nicht im luftleeren Raum, sie machen Kompromisse, tanzen mit dem Monster Marktwirtschaft und enthalten gleichzeitig Elemente einer anderen, besseren Welt, in vielen verschiedenen Bereichen. So entwickeln die einen ökologische Techniken, andere finden neue Finanzierungsmodelle, die nächsten machen soziale Erfindungen und wieder andere wirken vorbildlich in die Gesellschaft hinein. Diese und viele andere Keimformen möchte ich gleich wertschätzen, ohne über offene Fragen, Kompromisse, Vereinnahmungen oder neoliberale Einfallstore zu schweigen.

Diesen Beitrag verstehe ich als Baustelle, als Versuch ein paar unfertige Gedanken, Fundstücke und Fragen mit anderen zu teilen.

Oekonux-Projekt zum Thema: „Freie Software und deren (potentielle) gesellschaftliche Auswirkungen":
☞ *http://www.oekonux.de/*

„Creative Commons (CC) ist eine Non-Profit-Organisation, die in Form vorgefertigter Lizenzverträge eine Hilfestellung für die Veröffentlichung und Verbreitung digitaler Medieninhalte anbietet.":
☞ *http://de.creativecommons.org*

FAQ zitiert nach:
☞ *http://www.creativecommons.ch/faq/*

Open Source Ecology:
☞ *http://opensourceecology.de/*

und Owi-Projekt:
☞ *http://www.ooewi.de/*

Johannes Dietrich, Maike Majewski, Nikolai Wolfert: Erster Leihladen in Berlin eröffnet

ANZEIGEN